

Lorenz Wachinger

Die christliche Ehe und Familie

Ihre Chancen und Probleme heute

Katholiken, die um 1920 herum heirateten, liebten es, über ihr Ehebett ein großes goldgerahmtes Bild zu hängen, einen „Haussegen“: rötliche Abendwolken hinter einem freundlichen Haus mit grünem Garten, darin der hl. Joseph, ein schöner ernster Mann mit dem Zimmermannsbeil über der Schulter, sorgend vorgebeugt; vor ihm Maria, im blauen Mantel, das Kind im rosa Hemdchen, goldgelockt, auf ihrem Schoß: die Heilige Familie.

Das fromme schöne Bild trug ein Stück kirchlicher Propaganda: die Verehrung der Heiligen Familie wurde seit etwa 1850 als Gegenschlag gegen familienfeindliche und -kritische Tendenzen gefördert, 1921 dann das Fest für die ganze Kirche vorgeschrieben; ein bestimmtes Familien- und Ehe-Ideal war damit fast kanonisiert, das noch in der gemalten Idylle der Schlafzimmerbilder steckte. Man könnte es so umschreiben: Die herkömmliche Ordnung der Ehe und Familie ist geoffenbart, also im Glauben festzuhalten; der Platz der Frau ist im Haus und bei den Kindern, der des Mannes in der Berufsaarbeit, er ist der Ernährer der Seinen; Harmonie und Frieden gelten als oberster Wert, garantiert durch den Gehorsam der Frau und der Kinder sowie durch die fürsorgliche Befehlsgewalt des Vaters; sehr hoch geschätzt die Keuschheit, vor allem der Frau, durchaus auch verstanden als sparsamer Gebrauch der sexuellen Gemeinschaft und als etwas generell zu Verdeckendes¹.

Dieses schlichte Familienideal scheint uns heute nicht mehr überzeugend; das geschichtliche und kulturelle Klima hat sich gewandelt: Wir bestimmen heute die Rollen von Mann und Frau nicht mehr so starr; wir denken über den Gehorsam kritischer, auch über Harmonie und Frieden; wir schätzen das sexuelle Leben freier ein; wir müssen auch theologisch schärfer nachfragen, was denn eigentlich das Christliche an Ehe und Familie sein soll. So wird zunächst ein Standort und Bedingungen für das Reden über Ehe und Familie heute genauer zu bestimmen sein.

Voraussetzungen des Redens über Ehe und Familie heute

1. Wer über Ehe und Familie redet oder schreibt, ist durch die eigene Erfahrung als Kind und als Erwachsener, durch die elterliche Familie vor allem geprägt. Auch

Studium, etwa der Theologie, der Psychologie oder Soziologie vermag die individuelle Begrenztheit des Redens über Ehe und Familie nicht völlig aufzuheben; einschlägige Berufserfahrungen, etwa des Seelsorgers, des Eheberaters oder Psychotherapeuten können die Sicht erweitern und korrigieren, aber nicht die grundsätzliche Einschränkung der Erfahrung des Mannes oder der Frau, einer bestimmten Epoche, einer sozialen Schicht, einer religiösen Konfession aufheben.

So kann niemand in unserer Gesellschaft aus sich allein die volle und ganze Einsicht in die Problematik von Ehe und Familie haben, auch nicht die Kirche, trotz ihrer Berufung auf die Offenbarung; keine Instanz, weder Kirche noch Staat noch Wissenschaft, kann aus sich allein die von allen zu akzeptierenden Werte, noch weniger die konkreteren (rechtlichen und moralischen) Normen für das Verhalten in Ehe und Familie festlegen. Wir sind vielmehr darauf angewiesen, miteinander zu reden und zu streiten, mühsam um die Kompromisse zu ringen, die in unserer, in bezug auf die Wertvorstellungen pluralistischen, Gesellschaft zu erreichen sind. Wir haben Anlaß, bescheiden zu reden; unser Wissen über Ehe und Familie ist begrenzt, wir haben die Gründe zu prüfen, aus denen wir so oder anders denken.

2. Theologisch ist zu unterscheiden, wo wir durch den Glauben belehrt sind und wo die wissenschaftliche Arbeit gefragt ist. Die Ehe gilt heute als Sakrament der irdischen Wirklichkeit, ihre (und der Familie) nichtsakrale Weltlichkeit wird theologisch betont². Das bedeutet, daß Ehe und Familie erst humanwissenschaftlich zu erfassen sind, bevor sie theologisch gedeutet werden können; wir haben die Bedingungen unserer Zeit und Zivilisation zu reflektieren und die Impulse aus der Botschaft des Alten und des Neuen Testaments darauf zu beziehen.

Dazu gehört auch, daß, innertheologisch, neben dem Lehramt der Bischöfe und des Papstes die Arbeit der Theologen in ihrer Vielfalt und vor allem die Erfahrung und der Sachverstand der verheirateten Christen entsprechend gewertet werden. Die theologische Ehelehre des Zweiten Vatikanums und der Synode der deutschen Bistümer in Würzburg hat auch von den Anregungen der Laien seit den Zeiten der Jugendbewegung, der Katholischen Aktion, der Familienbewegung seit den 50er Jahren (Equipes Notre-Dame, Marriage Encounter) gelebt. Vieles ist theologisch offen und muß es sein, weil die Weisung der biblischen Offenbarung für unsere Zeit sorgfältig abzulösen ist von den zeit- und kulturgebundenen Anweisungen, etwa der paulinischen und deuteropaulinischen Briefe, für Männer und Frauen in der Ehe; die Richtpunkte und Grundsätze der befregenden Botschaft Jesu für heute zu konkretisieren, muß schwierig und umstritten sein.

3. Die Familiensoziologie schildert uns Wandel und Variabilität der Familienformen; zum Beispiel ist die Trennung von Familie und Arbeitsplatz erst durch die neuen Produktionsverhältnisse der Industrialisierung bedingt, und sie hat ihre typischen Folgen, etwa daß die Erziehung der Kinder, damit aber die familiäre Autorität zum großen Teil den Frauen zufällt, dann in die Hand von Kindergarten

und Schule übergeht, womit eine neue Verzahnung von Öffentlichkeit und privatem Raum Familie notwendig wird; die Doppelbelastung sehr vieler Frauen durch Beruf und Haushalt bedeutet eine weitere Verschiebung der, vorher lange stabilen, Verhältnisse. Das und vieles mehr zwingt uns neue Gesichtspunkte auf, das traditionelle Ehebild genügt nicht mehr; wir werden vorsichtiger über neue Tendenzen urteilen, auch wenn sie unseren Vorstellungen zuwiderlaufen, ob das nun die „Ehen ohne Trauschein“ sind oder die kinderarmen und kinderlosen Ehen. Auf jeden Fall können Ehe und Familie, von vielen totgesagt oder totgewünscht, nur dauern und der Entwicklung des Menschen dienen, wenn sie sich wandeln, indem sie auf die veränderten gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Gegebenheiten sensibel reagieren; sie haben das übrigens im Lauf der Geschichte immer getan.

4. In dem „Krieg um die Familie“³ spielen verschiedene Mächte mit, die ihre Interessen verfolgen: der Staat, der die Reichweite seiner Kontrolle auszudehnen versucht ist; die Kirche, die dem Menschen dienen will und soll, als soziale Körperschaft aber auch scharf über ihren Einfluß wachen muß; die Wissenschaften vom Menschen, die nicht nur Wahrheit suchen, sondern auch ihren Anteil am Arbeitsmarkt und am wirtschaftlichen Gewinn erweitern wollen; die Wirtschaft schließlich, die die Familie als Konsumeinheit braucht und hegt, zu dem Zweck über die Werbung in den Medien ein bestimmtes Bild, ja ein Klischee von der Familie herstellt.

Da Macht und Gewinninteressen im Spiel sind, also Eigennutz von Gruppen, wird kritisch gefragt werden müssen, ob, was gesagt und propagiert wird, dem Menschen wirklich dient. Wir haben Anlaß, neugierig zu sein, unser Urteil zu schärfen, kritisch zu prüfen. Als Christen sind wir frei, alles zu prüfen und das Gute zu behalten (1 Thess 5,21); wir können nur gewinnen, wenn wir mit unseren Zeitgenossen, gleich welcher Orientierung, mithdenken, mitreden und um die heute angemessene Sicht der Probleme mitstreiten.

Probleme und Chancen von Ehe und Familie heute

Was in unserer westlichen industriellen Zivilisation die Wirklichkeit von Ehe und Familie bestimmt, sind ungefähr die folgenden Faktoren:

1. Längere durchschnittliche Ehedauer

Vor ca. 200 Jahren mag die Dauer einer Ehe in Europa im Durchschnitt 15 Jahre betragen haben, heute aber mehr als 35 Jahre. Die Lebenserwartung ist erheblich gestiegen: Während bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts viele Frauen im Kindbett starben – die Folge der Geburten war im allgemeinen sehr dicht! – und der unzureichende Seuchenschutz, der Hunger, die zermürbenden Arbeitsbedingun-

gen die Widerstandskraft von Männern und Frauen schwächen, so daß im Deutschen Reich im Jahre 1871 die Lebenserwartung der Frauen 38,5, die der Männer 35,6 Jahre betrug, ist die durchschnittliche Lebenserwartung in der Bundesrepublik für Frauen heute 76,9, für Männer 70,2 Jahre. In dieser Ziffer steckt die sehr zurückgegangene Kindersterblichkeit, die wieder mit der zurückgegangenen Geburtenrate zusammenhängen scheint. Hohe Fruchtbarkeitsrate und hohe Sterblichkeitsrate, niedrige Fruchtbarkeitsrate und niedrige Sterblichkeit scheinen zusammenzugehören⁴. Daß die resultierende längere Ehedauer die Unauflöslichkeit der Ehe schwieriger macht, ist klar; der Tod scheidet nicht mehr unzählige Ehen nach ein paar oder nach 10 oder 15 Jahren; für den unzweifelhaften Gewinn ist ein Preis zu bezahlen.

Wegen der längeren, mehr Phasen des Lebenszyklus umfassenden Ehedauer gewinnt die psychische Entwicklung der Partner und ihrer Beziehung an Gewicht. Die zeitliche, die Veränderungsdynamik der Ehe erzwingt ein realistischeres Beachten der Reifungskrisen von Mann und Frau: Ablösung aus der elterlichen Familie und Ehebeginn; generative Phase mit ihren Umstellungen im Lebensstil, vor allem der Frau; Sinnkrise der Lebensmitte und nachfamiliale Phase (Weggehen der Kinder) mit dem Gefühl von Verlust und Leere, aber auch neuen Chancen; Altersehe, in der die Partner mit sich und ihrer gesellschaftlichen Randexistenz fertig werden müssen.

Daß die Zeit den Menschen und sein Verhalten verändert, scheinen Theologie und Seelsorge erst allmählich zu realisieren. Das bisher eher statische theologische Ehebild muß um die zeitliche Dimension bereichert werden, Flexibilität und Wandlungsbereitschaft sind spezifische Forderungen eines tragfähigen Ehemodells heute. Eine Ehe kann nur halten, wenn die Partner bereit sind, an den Krisenpunkten ihr Miteinanderleben neu einzuregeln, ohne auf Gewohnheiten und wohlerworbene (oder usurpierte) Rechte zu pochen.

Eine Herausforderung an Gesellschaft und Kirche stellen die im Vergleich zu allen früheren Epochen heute viel zahlreicheren Altersehen dar. Damit das Miteinander-Altwerden nicht in tödlicher Langeweile ausläuft, wird es Vorbereitung für jede(n) einzelne(n) und Hilfen brauchen; theologische und pastorale Phantasie wird eingesetzt werden müssen, wenn die Kirche ihren Auftrag für die alten Menschen und für ihre Ehen wahrnehmen will – nämlich das hohe Alter aus versteinernden Gewohnheiten, aus Leerlauf, Schweigen, Vereinsamung, Angst und hilflosem Haß zu befreien.

2. Steigende Scheidungsraten

Bekanntlich sind seit der Jahrhundertwende in Europa, in den USA und in der UdSSR die Scheidungsziffern kontinuierlich, seit den 60er Jahren aber sprunghaft angestiegen. Die westlichen und die sozialistischen Gesellschaften lassen das zu; sie brauchen wegen der veränderten Rechts- und Einkommensverhältnisse – vererb-

barer Grundbesitz spielt gegenüber den männlichen *und* weiblichen Lohn- und Gehaltsempfängern keine bedeutende Rolle mehr – die stabile Ehe nicht mehr so dringend. Der Anteil der von Frauen beantragten Scheidungen ist überproportional hoch: Die bisherige wirtschaftliche Abhängigkeit der Frauen von den Männern scheint großenteils aufgehoben; die bessere Ausbildung der Frauen hat eigene Möglichkeiten zu Arbeit und Verdienst zur Folge (bei einigermaßen stabiler Konjunktur!). Der Sozialstaat mit seinem Renten- und Versicherungswesen überbrückt, erleichtert das Altern.

Daß heute, auch wegen der weggefallenen Heiratsverbote, viel mehr Erwachsene heiraten als jemals früher, hat zur Folge, daß auch viele für die Ehe weniger oder nicht Geeignete heiraten und natürlich in erster Linie von Eheschwierigkeiten und Ehescheidung betroffen sind⁵.

Die gestiegene Scheidungsrate muß als Symptom für eine bestimmte neue Dynamik in unserer Gesellschaft aufgefaßt werden und als zu bezahlender Preis, etwa für die höhere räumliche und soziale Mobilität, für die überall wuchernde Aggressivität, für die Neigung zu Konflikt-„Lösungen“, die aus dem für unsere Gesellschaft typischen Machtdenken oder gar aus Gewaltanwendung stammen, für unser Denken in Über- und Unterordnungskategorien, für die Konkurrenzbereitschaft, ohne die unsere Wirtschaft schlechter funktionieren würde. Ist die Problematik von Ehe und Familie aber eine gesellschaftliche Problematik, so sollte es sich verbieten, Ehescheidung allzu undifferenziert und ausschließlich als persönliches Versagen der Partner zu deuten und als solches (im Fall der Wiederheirat) kirchlich zu sanktionieren; nicht nur von ihnen ist Buße und Umkehr zu fordern, sondern von uns allen.

Diese Zusammenhänge sind zu sehen, damit weder Gesellschaft noch Kirche die Geschiedenen zu Sündenböcken stempeln und sich allzu billig entlasten. Unser aller Solidarität ist angefordert, wie ja auch, vielleicht, viele Geschiedene stellvertretend für die gesellschaftlichen Sünden leiden, an denen wir alle beteiligt sind. Das würde sorgfältigeres Nachdenken über die Probleme der Ehe und der Scheidung erfordern, ein anderes Umgehen mit Geschiedenen, konkrete Hilfen zur Bewältigung der Scheidungsfolgen für Mann und Frau und vor allem für die Kinder aus geschiedenen Ehen, und zwar von seiten des Staates, der Kommunen und der Kirchen (Beratung, Gruppen zur Selbsthilfe usw.). Nicht zuletzt muß, nach Lage des Problems, bedacht werden, ob der traditionelle Weg in die unauflösliche, lebenslange Einehe nicht zu kurz, zu direkt ist; ob die Vorbereitung auf die Ehe, intensiviert und verbessert, nicht die Ehefähigkeit vieler junger Menschen auf eine andere Stufe heben könnte.

3. Sexuelle Liberalisierung

Sexuelle Funktion und Fortpflanzung zu trennen, ist heute leicht und allgemein möglich; die verschiedenen Methoden, von der Zeitwahl nach Knaus-Ogino über

die chemischen Ovulationshemmer bis zu Dr. Rötzer, um nur die wichtigsten zu nennen, belegen jedenfalls eine weitgehend rationale Einstellung zum Sexuellen. Die neuen Möglichkeiten haben das sexuelle Verhalten innerhalb und außerhalb der Ehe verändert; sie werfen Fragen auf, etwa die, ob der Gewinn an Freiheit die Bedrohung des Humanen (durch technische Eingriffe) aufwiegt.

Seit etwa 1965 ist eine Welle der sexuellen Liberalisierung zu beobachten: Alte Tabus und Verbote treten zurück (Homosexualität, vorehelicher Geschlechtsverkehr, Darstellung des Nackten, Mode, Nacktbadestrände); überhaupt breitere und unbefangenere Zuwendung zum Sexuellen; das Sündenbewußtsein bezüglich des sechsten Gebots schwindet. Sicher ist das als Pendelausschlag ins andere Extrem zu verstehen, verglichen mit der früheren engen sexuellen Erziehung. Aber zunächst ist damit für die Ehe ein neuer Akzent gegeben: die Sorge um sexuelle Erfüllung, auch der Frau.

Theologisch gesehen ist das sexuelle Leben, wie aller andere Weltgebrauch, vom Schöpfungsglauben her ermächtigt und zum Gebrauch freigegeben; es unterliegt aber auch der Kritik durch die Offenbarung, die von der Auffassung und den sozialen Regeln früherer Epochen wohl zu unterscheiden ist. Die allgemein höhere Wertung des sexuellen Lebens heute macht es auch der Theologie wieder möglich, die mit der materiellen Verfaßtheit und mit den Härten des Lebens versöhnende Kraft, die individualisierende und partnerbindende Dynamik des Sexuellen anzuerkennen. Die kirchliche Kritik am Mißbrauch, die Warnungen vor den Gefahren werden behutsamer vorgehen und, auch anhand psychologischer Maßstäbe, unterscheiden müssen.

Natürlich sind neben den Lebensmöglichkeiten, die sich mit dieser Entwicklung aufgetan haben, auch die neuen Schwierigkeiten zwischen Mann und Frau zu sehen: der mögliche sexuelle Leistungsdruck, die naturwissenschaftlich erscheinenden Zielmarken für sexuelles Glück – neue Normen also. Und gewiß gibt es nach wie vor, hier wie auf anderen Gebieten des Genießens und des Leistens, das süchtige Verfallensein, die Selbstentfremdung und Verstrickung – bleibende Ansatzpunkte psychologischer und theologischer Kritik.

4. Gleichberechtigung der Frau

Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft hat sich geändert: Sie ist wieder stärker in das Wirtschafts- und Erwerbsleben einbezogen, ihre wirtschaftliche Abhängigkeit vom Mann fast völlig aufgehoben, was nur im Vergleich zur bürgerlichen Eheauffassung des letzten Jahrhunderts so neu erscheint. Grundsätzlich sind ihr dieselben Bildungs- und Ausbildungschancen eingeräumt wie dem Mann. Die traditionelle Rollenaufteilung in der Familie – in der Bundesrepublik Deutschland galt seit 1958 die Gleichberechtigung von Mann und Frau, letztere aber zur Haushaltsführung verpflichtet – ist seit 1977 gesetzlich revidiert: Die Möglichkeit zur Berufstätigkeit ist den Frauen garantiert.

Die Umstellungsprobleme für viele Männer, die ja Privilegien verlieren, liegen auf der Hand; für die Frauen ergibt sich, im Fall der Berufstätigkeit, die Doppelbelastung durch Beruf und Haushalt – so jedenfalls die durchschnittliche tatsächliche Lage. Andererseits ist die Rolle der Hausfrau weithin durch vorgefertigte Kost und technische Haushaltsgeräte bis zur Entwertung verändert; daraus können sich Gefühle der Leere, der Frustration, der Nutzlosigkeit bis hin zur Depression ergeben; die Psychologen sprechen, etwas salopp, vom „Hausfrauen-Syndrom“.

Wir leben in einer Männergesellschaft, die Gleichberechtigung der Frau steht weithin noch auf dem Papier. Es ist eine Aufgabe der Kultur und des christlichen Ethos, die Lasten gerechter zu verteilen, starre Privilegien (auf Grund der Geschlechtsrolle) abzubauen, neben dem „Recht“ des Stärkeren die Sensibilität der Leidenden zu Wort kommen zu lassen und bessere Weisen, miteinander umzugehen, einzuhüben.

5. Personalisierung der Ehe

Die Ehe steht bei uns nicht mehr unter der Vormundschaft des Verwandtschaftsverbands, der Sippe; die Partnerwahl ist individualisiert (nicht mehr die Eltern wählen die Braut oder den Bräutigam), unterliegt kaum noch religiösen oder sozialen Einschränkungen (Zunahme der Mischehen, über religiöse und konfessionelle oder über gesellschaftliche Gruppierungen weg). Die Liebe, verstanden als gefühlsmäßige Zuneigung der Partner, die sogenannte „romantische Liebe“, ist zum wichtigsten Kriterium für Abschluß und Bestand einer Ehe geworden, was durchaus neu ist.

Die Ehe wird bei uns heute als Gefährtenchaft, Partnerschaft unter Gleicherrangigen aufgefaßt. Daraus ergibt sich die Forderung einer sehr intensiven und intimen Beziehung (früher waren die Ehen distanzierter, die Verbindungen emotional lockerer, mit weniger hohem Anspruch aneinander), also hohe emotionale Abhängigkeit der Partner voneinander. Die Ehe ist mit all dem personaler geworden – unzweifelhaft ein Gewinn. Ihr Gleichgewicht wird aber zugleich und dadurch empfindlicher, störungsanfälliger; größeres Geschick, miteinander umzugehen, höhere Kommunikationsfähigkeiten, differenziertere Fähigkeiten, Konflikte ohne Gewalt oder verdeckte Manöver zu lösen, sind notwendig geworden.

Die zunehmende Zahl der nichtehelichen Lebengemeinschaften relativiert die alleinige Geltung der staatlich und kirchlich geschlossenen Ehe; sie muß sich gegen andere Werte, wie berufliche und individuelle Entfaltung und Unabhängigkeit, Lebensglück durchsetzen, ist nicht mehr eine blanke Selbstverständlichkeit. Ein gesellschaftlicher Zwang lockert sich also, zum Kummer vieler Eltern. Vielleicht kann man den neuen Trend als eines der Ventile verstehen, den Druck der rechtlich gesicherten Lebenform Ehe zu mildern; es hat solche Ventile immer gegeben. Liegt außerdem nicht auch eine Chance darin, daß Lebensform und Sakrament Ehe

bewußter, wenn auch von weniger angenommen werden, eine Chance des bekennenden Glaubens? Es lohnt sich, zu bedenken, daß unsere Regelung der rechtlich-öffentlichen Eheschließung ja nicht so alt ist; die kirchliche Eheschließungsform ist erst nach dem Konzil von Trient, also erst seit etwa 1600 durchgesetzt worden, vorher werden die Zustände wohl weithin ähnlich wie heute gewesen sein⁶.

Verschiedenen Ehemodellen⁷ gegenüber, die wir an jungen Menschen oder auch an ausländischen Arbeitnehmern sehen, wird uns die Aufgabe zugemutet, uns ins Annehmen von Unterschieden einzubüben; es liegt nahe, sich an dem Neuen, Fremden, Anderen zu stoßen und zu ärgern. Andererseits gibt es die Möglichkeit, genauer hinzusehen, miteinander zu reden, nachzudenken und zu vergleichen. Es ist die Aufgabe und Chance der Toleranz, die in einer Welt immer nötiger wird, in der wir immer enger zusammenrücken.

6. Ehe und Familie als Raum des Privaten

Aufgaben und Funktionen der Familie haben sich gewandelt: nicht mehr gemeinsame Produktion von Lebensmitteln und Waren, nicht mehr (in erster Linie) Daseinsvorsorge (Alten- und Krankenpflege). Geblieben sind, neben dem gemeinsamen Haushalten, die primäre Sozialisation der Kinder und ihre soziale Plazierung, und vor allem der Ausgleich der psychischen Spannungen, die aus der Arbeitswelt mitgebracht werden, im intimen, emotional warmen Klima der Familie; die freie, gefühlshafte Begegnung der Partner, die gemeinsame Freude, der Trost füreinander, die wechselseitige Bestätigung in der eigenen Identität. Wichtiger geworden ist die Freizeit und der gemeinsame Konsum.

Zum Problem kann die relative Abgeschlossenheit der Haushalte werden, ihre zu ausschließliche Privatheit und Inselhaftigkeit, die sich gegen den sozialen und öffentlichen Bereich oft zu stark abgrenzt. Das kann die Entfaltung besonders der Hausfrauen und der Kinder einengen; es kann die Ehe- und Familienbeziehungen überlasten und emotional überhitzen, was Druck und Spannung verursachen wird. Unser gesellschaftliches Modell der sehr privaten Familie kann sich aber ändern; wir erleben eine Tendenz zu neuen Lebensformen, zu Wohngemeinschaften, auch mehrerer Familien, Großfamilien-Experimente also, übrigens durchaus auch mit christlichem Akzent, etwa in der charismatischen Bewegung.

7. Kommunikation und Konfliktlösung

Solange eine Gesellschaft einigermaßen stabil, ohne große Wandlungen und Revolutionen besteht, kann auch die Ehe stabil, in ihrem Bestand gesichert sein. Die Ehe als Stand, der so bleibt, wie er eben steht, darauf läuft der typische Lebensweg in vielen Märchen zu. Wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse sich ändern, auf Grund von Kriegen, technischen Revolutionen und sozialen Umwälzungen, wird auch die Ehe beweglicher werden; so versteht man sie heute mehr als Prozeß, als etwas Fortschreitendes, sich und die Partner Umwandelndes.

Diese prozeßhafte Dynamik der Ehe erfordert mehr Verständigung der Partner als früher; viel mehr muß jeweils neu ausgemacht und verhandelt werden. Die Rechte und Wünsche beider Partner müssen bedacht und berücksichtigt werden; das geht nur über dichten Austausch untereinander. Die Fähigkeit zum differenzierten Reden ist wichtiger geworden, besonders da die Arbeitsbereiche der Partner meistens weit auseinander liegen. Konflikte, Meinungsverschiedenheiten können nicht mehr durch Machtspur des Mannes erledigt werden, schon gar nicht mit körperlicher Gewalt, was in allen Schichten noch häufig genug ist. Es genügt nicht, sich über Kriege zu entsetzen. Gewaltfreie Konfliktlösung wird zuerst in der Familie gelernt oder nicht gelernt.

Was ist das Christliche an der christlichen Ehe und Familie?

Den Zustand, die Probleme, aber auch die neuen Chancen von Ehe und Familie heute genauer ins Auge zu fassen, gehört bereits zu einer theologischen Bemühung um Ehe und Familie; nun erst kann weiter gefragt werden, was etwa das unterscheidend Christliche an einer christlichen Ehe und Familie ist. Denn daß die Familienglieder getauft sind, enthebt sie nicht den Notwendigkeiten und Schwierigkeiten einer Ehe und Familie heute, macht ihnen nichts leichter, verschafft ihnen keine Vorteile. Eine gute Ehe ist eine gute Ehe, eine schlechte ist eine schlechte, gleich ob die Partner getauft sind oder nicht. Dennoch muß gefragt werden, was das *Sakrament Ehe* zu der standesamtlich geschlossenen Ehe oder zu der nichtehelichen Lebensgemeinschaft hinzubringt. Die Frage versteht sich heute nicht mehr von selbst; sie etwa jungen Menschen zu beantworten, wird oft nicht leicht sein. Es ist übrigens dieselbe Frage wie die, was der christliche Glaube zu einem ethisch verantworteten Leben hinzubringt; das bedeutet, daß das Sakrament Ehe heute wieder als Glaubensfrage im strengen Sinn sichtbar wird und auch als solche behandelt werden sollte⁸.

1. Ein Beispiel: Die sogenannten „Haustafeln“ in einigen neutestamentlichen Briefen, zum Beispiel 1 Petr 2,13–3,7, spiegeln zunächst einfach die heidnischen oder jüdischen Verhaltensvorschriften der antiken Gesellschaft, aber mit einigen wenigen charakteristischen neuen Akzenten. So ist neu, daß die Sklaven überhaupt eigens angeredet werden, oder daß der von den Frauen verlangte Gehorsam eigentlich auch für den Mann gilt, weil in ihm sich das Stehen vor Gott und in Christus spiegelt, eine grundsätzliche Freiheit also (H. Schlier); oder daß, bei allen Unterschieden, im Entscheidenden und Letzten, nämlich im Verhältnis zu Christus, Mann und Frau gleichen Ranges und Rechtes sind (Gal 3,28)⁹.

2. Nimmt man dieses biblische Beispiel ernst, könnte man fragen, welche neuen Akzente und Impulse uns Christen heute, in unserer Gesellschaft abverlangt werden, und zwar von den sozialen und kulturellen Umständen selber; wo heute

unser christlicher Protest gegen herrschende üble, weil veraltete Zustände gefordert ist, im Gehorsam gegen den Ruf Gottes und als Dienst an der Gesellschaft. Vielleicht ist der Gebrauch der Macht (Autorität) innerhalb der Familie heute ein solcher kritischer Punkt; der machtlose Jesus scheint Über- und Unterordnungsverhältnisse grundsätzlich zu kritisieren und uns zu einem Umlernen anzuleiten. Das gemeinsame Gebet in der Familie (oder gemeinsamer Kirchenbesuch) scheint mir demgegenüber zweitrangig, auch weil seine Durchsetzung, Auferlegung mit elterlicher Macht es entwertet. Oder es wäre an unseren Umgang mit der Zeit zu denken. Das mechanische Zeitmessen, das in der Arbeitswelt üblich ist, verlangt nach einer Alternative; menschliche Beziehungen haben ihren eigenen zeitlichen Rhythmus, den man nicht ungestraft auf längere Dauer verletzt; das biblische Verbot des Götzendienstes läßt sich durchaus auch auf den Götzen Tempo beziehen. Weiter, viel asketische Bemühung, die sich früher zu einseitig auf das Sexuelle bezogen hat, scheint mir heute im Bereich der Kommunikation, des Miteinander-Redens und des richtigen Schweigens gefordert. Toleranz, eine Form der Nächstenliebe, ist eine Forderung des engeren Zusammenlebens, nötig im Verhältnis zu ausländischen Menschen und ihren Familien, nötig auch, wie zu allen Zeiten, im Verhältnis zwischen den Generationen, zwischen Jung und Alt.

3. Als sakramentales Zeichen der Ehe gilt heute theologisch weniger der Konsens-Austausch vor dem Priester als die gelebte Ehe selber in allen ihren Dimensionen, sofern sie im Glauben realisiert, das heißt auf Kreuz und Auferstehung Jesu bezogen wird. Der Glaube erschließt und deutet also die irdische Erfahrung der Ehe, ihres Glückens wie auch ihrer Schwierigkeiten; ein neues Verstehen des Miteinanderlebens ist möglich, das einen Widerhalt gegen Banalisierung oder Versinken in Depression oder Verzweiflung, auch gegen illusionäre Überhöhung abgeben mag. Wichtig ist, daß nicht nur das Glücken der Ehe, also Liebe und Frieden, theologisch gewürdigt wird, sondern auch ihre Krisen, ja noch ihr Scheitern. Der Bezug auf Tod und Auferstehung Jesu, der mit dem Sakrament gegeben ist, heißt eben dies: daß das Miteinanderleben in der Ehe überhaupt, besonders aber in Krisen, auch eine Erfahrung des Loslassen-Müssens, des Sich-Aufgebens, des Über-sich-bestimmen-Lassens, des Leidens bedeutet – eben das „Zusammenwachsen“ mit dem Bild des Todes, darum auch mit dem der Auferstehung Christi (Rom 6,5).

Es wird gut sein, wenn auch vom Christlichen in Ehe und Familie sparsamer, bescheidener geredet wird; was im Glauben meditierbar und lebbar ist, eignet sich nicht zu gesetzhaften oder paränetischen Verallgemeinerungen. Die Erfahrung zählt heute, auch in diesen Fragen, und von ihr wird zögernd, andeutend gesprochen. Volltonendes theologisches, eigentlich nur vom Mystischen her nachvollziehbares Reden, etwa von Eph 5,22–33 aus, kann selten so geradewegs angenommen werden; die Vision des Epheserbriefs verlangt mehr Behutsamkeit, Scheu.

Die vielberufene christliche Spiritualität der Ehe und Familie würde aber, wenn man sie aus den Lebensvollzügen der Ehe und Familie entwickelte, nicht wie ein Zuckerguß über der Torte liegen, als etwas Nachträgliches; sie würde ihre Kraft zeigen und erproben können, wenn man sie als das alltägliche Leben selber, mit einer bestimmten Motivation, in einer bestimmten Ausrichtung gelebt, verstünde. Christliche Ehe und Familie kann also nur bedeuten, daß ihre Mitglieder mehr und mehr lernen, die Herausforderung Gottes anzunehmen und das Leben zu riskieren. Diese Herausforderung, weil sie von Gott kommt, ist ja zugleich das Angebot, das Leben als Geschenk anzunehmen.

ANMERKUNGEN

¹ Zur Verehrung der Hl. Familie vgl. LThK, Bd. 5 (1960) 90–95. Die Texte der Festmesse betonen Gehorsam, Liebe, Frieden.

² Vgl. etwa J. Ratzinger, in: H. Greeven, J. Ratzinger u. a., Theologie der Ehe (Regensburg 1969, ²1972).

³ B. Berger, P. L. Berger, In Verteidigung der bürgerlichen Familie (1983) (Frankfurt 1984).

⁴ T. A. Sullivan, Längere Lebensdauer und lebenslange Beziehungen. Eine Auswertung der Lebensstatistik, in: Concilium 15 (1979) 9–15. Einige neue statistische Angaben: In Bayern sind die Eheschließungen von 88 036 im Jahr 1960 auf 65 941 im Jahr 1983 zurückgegangen, die (Lebend-)Geburten im selben Zeitraum von 171 665 auf 112 644; im Alter von unter 7 Tagen starben im Jahr 1960 3680 Kinder, 1983 nur noch 496; im 1. Lebensjahr starben 1960 6221 Kinder, 1983 nur noch 1084 (Statistische Berichte des Bayer. Landesamts für Statistik und Datenverarbeitung, Mai 1984).

⁵ Nach E. M. Wallner, M. Pohle-Funke, Soziologie der Familie (Heidelberg 1977) 40, gehören ein Drittel der von Eheproblemen und Ehescheidung Betroffenen zu den Eheunfähigen.

⁶ Vgl. H. Kramer. Wie moralisch sind dokumentenfreie Lebensgemeinschaften?, in dieser Zschr. 202 (1984) 579–590. Vgl. auch A. Béjin, in: Ariès, Béjin, Foucault u. a., Masken des Begehrens (Frankfurt 1984) 197–208.

⁷ Vgl. L. Roussel, Ehen und Ehescheidungen. Beitrag zu einer systematischen Analyse von Ehemodellen, in: Familiodynamik 5 (1980), H. 3, 186–203.

⁸ Zur Theologie der Ehe vgl. B. und L. Wachinger, Ehe/Familie, in: Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, hrsg. v. P. Eicher (München 1984).

⁹ Zu den „Haustafeln“ vgl. F. Schröger, Gemeinde im 1. Petrusbrief. Untersuchungen zum Selbstverständnis einer christlichen Gemeinde an der Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert (Passau 1981) 143; zur Ehe-Paränese 1 Petr 3, 1–7 vgl. ebda. 152–156.

Dieser Beitrag wurde in einer ersten Fassung als Referat auf der Vollversammlung des Diözesanrats der Katholiken von München und Freising am 12. Oktober 1984 in Freising vorgelegt.